Nummer 239. XXVII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 12. Mai 1898.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Mailänder Aufruhr-Episoden.

(Von unserem Korrespondenten.)

☞ **Rom**, 10. Mai.

Noch ist in Mailand die Ruhe nicht völlig wiederhergestellt, noch gährt es, von anderen Provinzen ganz abgesehen, in der ganzen Lombardei, wenn auch die tölpelhafte Römische Censur den Korrespondenten die Telegramme wegstiehlt wie ein Rabe die silbernen Löffel, und die große Dirne, genannt „Agenzia Stefani", urbi et orbi ihre ertogene Friedensschalmei vorbläst. Von den Mailänder Vorgängen hatte ich Ihnen erschöpfend depeschirt, um heute, zwei Tage später, von der Censur die Mittheilung zu erhalten, daß die Depeschen gar nicht abgegangen seien. Statt den Korrespondenten gleich von der Sequestration der Telegramme zu benachrichtigen, wartet man Tage lang, um ihn zu verhindern, die sequestrirten Depeschen durch briefliche Nachrichten zu ersetzen. Eine Thorheit, die ans Niederträchtige streift.

In Mailand soll also „Ruhe" herrschen — so verkündet die brave „Stefani", die zur Zeit, wo alle Privatdepeschen unterdrückt werden und sogar eine Art „schwarzen Kabinets" floriren soll, das Monopol des Telegrammdienstes hat. Zahllos sind die Episoden, die sich auf die blutigen Vorgänge beziehen. Wieviel Barrikaden wurden im Ganzen gebaut? Chi lo sa? Jedenfalls viele Dutzende, wie denn allein in der Via Torino dreizehn Barrikaden aus dem Boden wuchsen, gebaut von Weibern und Kindern. Die Barrikaden waren mit Tramway- und Omnibuswagen gebildet und durch Schutt, Matratzen, Möbel, Eisenstücke und dergleichen möglichst kugelsicher gemacht worden. Gekämpft, wenn auch leistens der Rebellen meist mit primitiven Waffen, wurde überall. Die Sache ging regelmäßig so vor sich: Halbwüchsige Burschen, ja Bengel von acht und neun Jahren, warfen Steine nach dem Militär; dann kamen Weiber mit drohend erhobenen Fäusten, die die Soldaten mit Puffen, Fußtritten und Schimpfnamen (Mörder, Schufte, Kanaillen u. s. w.) regalirten, und schließlich griffen die Männer mit Knütteln ein. Die Soldaten hielten zähneknirschend aus, bis die ersten von ihnen durch Steinwürfe verletzt wurden, — dann erscholl das Kommando „Feuer!", und die Menge zog sich heulend und „Vendetta!" schreiend zurück, um die Barrikaden zu besetzen und neue zu bauen.

Die nach Turin abgehenden Züge wurden von den Rebellen aufgehalten — die Menschenmasse warf sich der Lokomotive entgegen, die nicht weiterfahren konnte; andere kletterten in drohender Haltung auf die Trittbretter der Wagen, und so wurden die Züge zum Zurückgehen gezwungen. Im Allgemeinen aber betrugen sich — obschon es sich um einen sozialistisch-republikanischen Aufstand handelte — die Rebellen den sogenannten Bourgeois gegenüber durchaus anständig. Man hörte von keiner Mißhandlung, ja ein bei der Attacke vom Pferde gestürzter Kavallerist wurde von Arbeitern aufgehoben und nach einer Apotheke gebracht. Dafür wurden zahlreiche Häuser geplündert, das heißt, man schleppte die Möbel fort oder warf sie, weil das noch einfacher war, aus dem Fenster, um sie zum Barrikadenbau zu verwenden. Unter der Menge war natürlich auch viel Gesindel. So wollte eine Anzahl Bassermannscher Gestalten das Kloster der „Monache Canossiane" plündern (wenn auch vermuthlich nicht ganz nach dem Rezept aus den „Räubern"). Als aber die erschreckten Mönche in den Beutel griffen und Banknoten vertheilten, zog die Bande ab. Die Volkshaufen führten zum Theil rothe Fahnen mit sich, die aus den Vorhängen des Palazzo Saporiti und anderen herrschaftlichen Wohnungen improvisirt waren.

Interessant war die Rolle, welche die Studenten von Pavia — die, ein paar hundert Mann stark, dem „Volk" von Mailand zu Hilfe eilten — bei dem Aufruhr spielten. Aus dem Zug gestiegen, drangen sie mit vorgehaltenen Revolvern auf die patrouillirende Kavallerie ein, die zurückging. Erst Artillerie und Bersaglieri vermochten die Studenten zu zerstreuen. Einige von ihnen wurden getödtet oder blieben verwundet liegen, die anderen flohen nach allen Richtungen.

Daß das Militär sich musterhaft, ja bewundernswürdig benahm, daß es nur in der äußersten Noth zur Waffe griff und mitten im Steinhagel Ruhe und Selbstbeherrschung bewahrte, steht fest. Auch beim Angriff gingen die Truppen (mit Ausnahmen natürlich) so schonend wie möglich vor, wenigstens ist anzunehmen, daß, hätte das Militär von seinem Kleinkalibergewehr wirklich umfassenden Gebrauch gemacht, die Zahl der Todten und Verwundeten eine weit höhere gewesen wäre. Allerdings befanden sich die Zielobjekte vielfach auf den Dächern, wo dem Feind von der Straße aus schwer beizukommen war. In einigen Fällen besetzte das Militär dann höhere Dächer und schoß von oben her die Vertheidiger der niedrigen Häuser weg.

Der Straßenkampf, in den bekanntlich auch Artillerie eingriff, dauerte bis tief in die Nacht des 9. hinein, wo noch an mehreren Stellen Barrikaden gebaut und erstürmt wurden. Die Straßen und Häuser in den Gegenden, wo gekämpft worden, bieten ein trostloses Bild — dazu das aufgerissene Pflaster, die von Kugeln durchlöcherten Mauern, die halbzerstörten Barrikaden. Lange Züge Gefangener passiren die Straße; die Rebellen, darunter Abgeordnete und Redakteure des „Secolo", der „Italia del Popolo" u. s. w., sind gefesselt und werden unter Kavalleriesorte nach dem Centralgefängnisse geführt. Die Eskorte hält in der einen Hand die Lanze, in der anderen den schußbereiten Revolver. Carabinieri mit gefadenem Gewehr eröffnen und beschließen den Zug.

Mittlerweile haben die Militärbehörden alle Maßregeln ergriffen, neue Revolten in der Stadt augenblicklich und, da der Belagerungszustand verhängt ist, noch energischer und rücksichtsloser als zuvor zu ersticken. Artillerie ist auf Plätzen und Kreuzwegen aufgestellt, und die Truppen biwakiren auf dem Domplatz und überall, wo etwa Gefahr drohen könnte. Von den Aufrührern haben sich übrigens viele in die Büsche geschlagen und machen die Campagna unsicher, so daß möglicherweise eine Art Guerillakrieg gegen die bewaffneten Banden geführt werden muß. Ein seltsames Schauspiel bietet auch die Quästur, wo die Bürger zu Hunderten mit ihren Jagdflinten und sonstigen Waffen erscheinen, die sie auf Grund des Belagerungszustandes abgeben müssen. Natürlich geben vorerst nur die sogenannten „Gutgesinnten" die Waffen ab; die Anderen werden sie verstecken. Hotels und Geschäfte, die während der Revolution überhaupt geschlossen waren, sind jetzt wenigstens bis neun Uhr Abends offen. Aber darum hat Mailand (aus dem natürlich alle Fremden über Hals und Kopf entflohen sind) seine alte, großstädtisch geschäftige Physiognomie noch nicht wiedergewonnen ....

* * *

Während in Mailand die „Ordnung" herrscht („l'ordre règne à Milan"), lauten leider die Nachrichten aus den übrigen Provinzen nicht allzu günstig. Namentlich im Süden, in Calabrien und Sizilien (wo es bisher verhältnißmäßig ruhig war), befürchtet man Unruhen. Möge es der Regierung gelingen, schleunigst überall wirkliche Ruhe zu schaffen, — aber nicht blos die durch Kanonen und Bajonnete gesicherte, sondern jene Ruhe, die aus einer vernünftigen Verwaltung und menschenwürdigen Bürgerexistenz entspringt.

* * *

Die letzten Nachrichten.

Von unserem Römischen ☞-Korrespondenten erhalten wir dazu noch folgendes Privat-Telegramm:

Der „Tribuna" zufolge wurden bis **vorgestern in Mailand fünfhundert Leichen begraben**, weitere sechzehn gestern. Viele andere warten noch auf die Beerdigung. An den schweizerischen Bundesrath ist wegen seiner Toleranz gegenüber den Zettelungen der italienischen Republikaner auf schweizerischem Gebiete eine geharnischte Note seitens der italienischen Regierung ergangen.

Heute früh kam die **königliche Familie** per Extrazug hier an, nach einer halben Stunde reisten der Kronprinz und die Kronprinzessin mit dem fälligen Schnellzuge nach Neapel weiter. Auf und um den Bahnhof, sowie in der Via Nazionale war zahlreiches Militär und Gendarmerie aufgestellt. Die Menge grüßte das Königspaar respektvoll.

Auch bei ihrer Abreise aus Turin wurde die königliche Familie von der Bevölkerung lebhaft begrüßt.

Die „Union Populare" veranstaltet Sammlungen zu Unterstützungen für die Soldaten auf den entfernten Posten, auf denen sie lange Stunden auf die Vertheilung der täglichen Rationen warten müssen. Am 9. d. M. Vormittags sind zu diesem Zwecke 15,000 Lire gesammelt worden. Die Sammlungen dauern fort. Wenn der Oberbefehlshaber die Vertheilung der gesammelten Gelder nicht gestatten sollte, sollen letztere für die unbemittelten Familien von Soldaten bestimmt sein.

---

* Etwas spät ist der Verwaltungsgerichtsdirektor **Blümke** in Danzig zu der Ueberzeugung gekommen, daß seine Ausführungen im dortigen konservativen Verein über die **Juden als Soldaten** denn doch das Maß des Zulässigen überschritten hatten. Er veröffentlicht in der „Danz. Allg. Ztg." eine Erklärung, in der es heißt:

„Aus einer zu meiner Kenntniß gelangten Broschüre „Die Juden als Soldaten" habe ich ersehen, daß auch jüdische Soldaten an dem Kriege 1870/71 sich betheiligt haben. Indem ich hiervon gern Akt genommen, berichtige ich meine auf persönlicher Antheilnahme an dem Kriege 1870/71 beruhende und in Nummer 100 dieser Zeitung aus Anlaß einer konservativen Wahlversammlung wiedergegebene gegenseitige Annahme, sowie die aus dem Alten Testamente hierbei gezogene Schlußfolgerung „des Unbrauchbarseins der Juden zum Soldaten". Es hat mir bei jenem Vorfall überhaupt fern gelegen, den zu unserem Vaterlande, zu unserer Dynastie und zu unserer nationalen Institution haltenden Theil der Juden angreifen oder verletzen zu wollen. Ich habe nur meiner Entrüstung Ausdruck geben wollen, daß die Sozialdemokratie hauptsächlich von Juden geleitet und durch jüdische Geldmittel genährt wird."

Der General v. Reibnitz, der in der Versammlung erklärte, er kenne Juden, die sich 1870 das Eiserne Kreuz erworben haben, war Herrn Blümke also nicht Autorität genug; er mußte sich erst aus der Broschüre Raths erholen. Uebrigens gab Herr Blümke nicht seiner Entrüstung darüber Ausdruck, daß die Sozialdemokratie hauptsächlich von Juden geleitet werde, sondern er sagte, er halte nicht die Sozialdemokraten, sondern die Juden für den größten Feind Deutschlands. Sehr verbessert hat Herr Blümke demnach seine Position mit obiger Erklärung nicht.

---

* Das letzte Privat-Kabeltelegramm des Herrn **Eugen Wolf** im „Berliner Tageblatt" über die **Verhältnisse in Kiautschau** hat nicht den Beifall der „Post" gefunden, die sich in einem längeren Artikel — ob inspirirt oder nicht, ist gleichgiltig — darüber aufregt, daß der bekannte Forschungsreisende die Verwaltung der Kolonie durch das Reichsmarineamt als eine unglückliche Bestimmung bezeichnet. Wir selbst sind zur Zeit noch außer Stande, uns über die Gründe Rechenschaft abzulegen, welche Herrn Eugen Wolf zu seinem telegraphisch übermittelten Urtheil veranlassen konnten. Jedenfalls heben wir unser Urtheil so lange auf, bis uns die ausführlichen brieflichen Mittheilungen des unermüdlichen Forschungsreisenden vorliegen. Die „Post" aber, die die Kompetenz des Herrn Eugen Wolf zu bestreiten und zu bemäkeln versucht, möge daran erinnert sein, daß seinerzeit die Artikel des Herrn Eugen Wolf über das System Soden in Deutsch-Ostafrika von ihr in gleicher Weise angegriffen und als jeder Begründung entbehrend dargestellt wurden, so zwar, daß, als damals die später zurückgenommene Ausweisung des Herrn Eugen Wolf aus Deutsch-Ostafrika erfolgte, Niemand — und am allerwenigsten die „Post" — es für möglich gehalten hätte, daß die geschichtliche Entwickelung Deutsch-Ostafrikas Herrn Eugen Wolf so bald vollständig Recht geben würde. Wie man weiß, ist kurze Zeit nach jenen Veröffentlichungen Eugen Wolfs im „Berliner Tageblatt" über das System Soden auch vom Kolonialamte dieses System als zweckwidrig fallen gelassen worden, so daß durch den Gang der Ereignisse der vielverketzerte Eugen Wolf alsbald volle Genugthuung erfuhr. — Diesen letzteren geschichtlichen Hinweis mag sich auch die „Kölnische Volkszeitung" zu Herzen nehmen, die es noch heute in der Kunde über unsere afrikanischen Kolonien so wenig weit gebracht hat, daß sie ihren Lesern vorflunkern kann, Eugen Wolf sei

---

Hör-Bilder und Seh-Klänge.

Von [Nachdruck verboten.]

Alexander Moszkowski.

Von einer neuen Zukunftsmusik soll hier die Rede sein und von neuen Versuchen, der Natur durch Hebel und durch Schrauben abzuzwingen, was sie uns nicht offenbaren mag.

Der Apparat, durch den wir diesmal die Natur überlisten wollen, ist der von dem Oesterreicher Jan Szczepanik erfundene Fernseher, das Telelektroskop. Ich bin überzeugt, daß die meisten Leser schon bei dieser Zeile stutzen werden, eingeengt von den beiden beklemmenden Fragen: existirt die Erfindung wirklich? Und wenn sie existirt, wie sollte wohl ein lediglich für das Auge bestimmtes Instrument in die Musik hinübergreifen?

Was die erste Frage betrifft, so weisen allerdings viele Anzeichen darauf hin, daß der Fernseher nicht nur als papierne Konstruktion, sondern als fertiges und leistungsfähiges Werkzeug vorhanden ist. Wenn es sich nur um die Idee handelte, müßte der Name des Oesterreichers dem unseres Mitbürgers, des Hauptmanns a. D. Maximilian Pleßner weichen. Es lag nahe, den ingeniösen Erfinder des Antiphons über das Wesen der Telektroskopie auszuhoren, und da erklärte mir Herr Pleßner, daß ihm das Bewußtsein, eine werthvolle Anregung gegeben zu haben, vollauf genüge; er sei weit entfernt davon, einen Anspruch anzumelden, da gerade in diesem Falle von der Aufstellung des Grundgedankens bis zur Verwirklichung des Problems ein sehr weiter Weg wäre. Der Erfinderscharfsinn pflegt sonst minder reservirte Formen zu wählen, um sein Recht der Mitwelt mitzutheilen, und ich glaube, daß Herr Pleßner bei aller Bescheidenheit nicht verhindern wird, daß der Ruhm ihn einholte. Wer das Wort nicht niedriger bewertet als die That, wird sich zu erinnern haben, daß das Wort bereits vor acht Jahren in dem Buche Pleßners „Ein Blick auf die großen Erfindungen des zwanzigsten Jahrhunderts" niedergelegt worden ist, und daß dessen erstes Heft („Die Zukunft des elektrischen Fernsehens", Berlin, F. Dümmlers Verlag) mit großer Ausführlichkeit den Apparat beschreibt, den Szczepanik fast ein Dezennium später mit gewissen durch die Praxis gebotenen Modifikationen hergestellt hat. Im Prinzip stimmen beide Konstruktionen so sehr überein, daß man gerechterweise die Priorität des Gedankens unserem geistreichen Hauptmann a. D. zuweisen wird.

Die Zahl und Art der bereits ertheilten Patente, die in dem Unternehmen investirten höchst beträchtlichen Summen und andere sichere Indizien machen es nach der Ansicht meines Gewährsmannes in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Fernseher schon heute ein ganz reales Dasein führt und nur auf den geeigneten Zeitpunkt wartet, um seine fabelhafte Thätigkeit vor dem Publikum zu entfalten. Man darf annehmen, daß er den lange gesuchten, heute noch mit dem Schleier des Geheimnisses umgebenen „Clou" der Pariser Weltausstellung zu bilden bestimmt ist. Zum Debüt wird das Telektroskop vermuthlich den Badestrand von Trouville wählen, den es in voller, lebendiger Bewegung — nicht etwa kinematographisch, sondern durch Lichtwellenübertragung direkt gesehen — den Besuchern des Marsfeldes vorführen soll.

Aber die Erfindung gewährt noch einen anderen Fernblick als den rein optischen, und auch dieser ist von dem Urheber der Idee bereits in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen worden. Dieser Fernblick nimmt die innersten Geheimnisse der Kunst zum Richtungsziel. Er erschließt uns die seit Urzeiten ertträumte Möglichkeit, zwischen Schall und Licht die Brücke zu schlagen, oder um gleich den verwegensten Ausdruck dafür festzustellen, Bilder in Klänge und Klänge in Bilder zu verwandeln.

Man vergegenwärtige sich: wenn es gelungen ist, dem Lichtstrahl mit einer Vorrichtung zu begegnen, die ihn zwingt, in einer Leitung Induktionsströme zu erzeugen respektive zu verändern, so müßte ein in diese Leitung eingeschaltetes Telephon nun auch seinerseits diese Wirkung aufnehmen und wahrnehmbar machen. Das Hörtelephon verwandelt aber, wie bekannt, solche Induktionserscheinungen in Klänge. Was also an der Empfangsstation als Bild eintritt, würde im Zwischenapparat als Ton erscheinen, und wenn am Ursprung bewegte Bilder, sichtbare Vorgänge aufgenommen werden, so müßten sich diese in einer Folge von Tönen, in tönend bewegter Form kundgeben.

Und hier stehen wir vor einer neuen Möglichkeit, an die sich die unerschrockenste Phantasie vorerst nur mit schüchternem Zagen heranwagen darf. Wie würde vorerst nur mit tönend bewegte Form empfinden? Wird sie für uns nur chaotisches, unverständliches Geräusch sein oder Musik?

Wir werden hier billigerweise die Stimme des physikalischen Orakels nicht überhören dürfen, das in dem Hauptpunkt seiner Prophezeiung so nahe bei der Erfüllung angelangt ist. Nachdem das Problem der Telektroskopie gelöst zu sein scheint, beanspruchen seine Ansagen offenbar einen weit höheren Grad von Wahrscheinlichkeit als zu jener Zeit, da statt eines fernblickenden Instruments nur ein fernblickender Geist vorhanden war.

Vom Einfachen zum Komplizirteren fortschreitend, beginnt